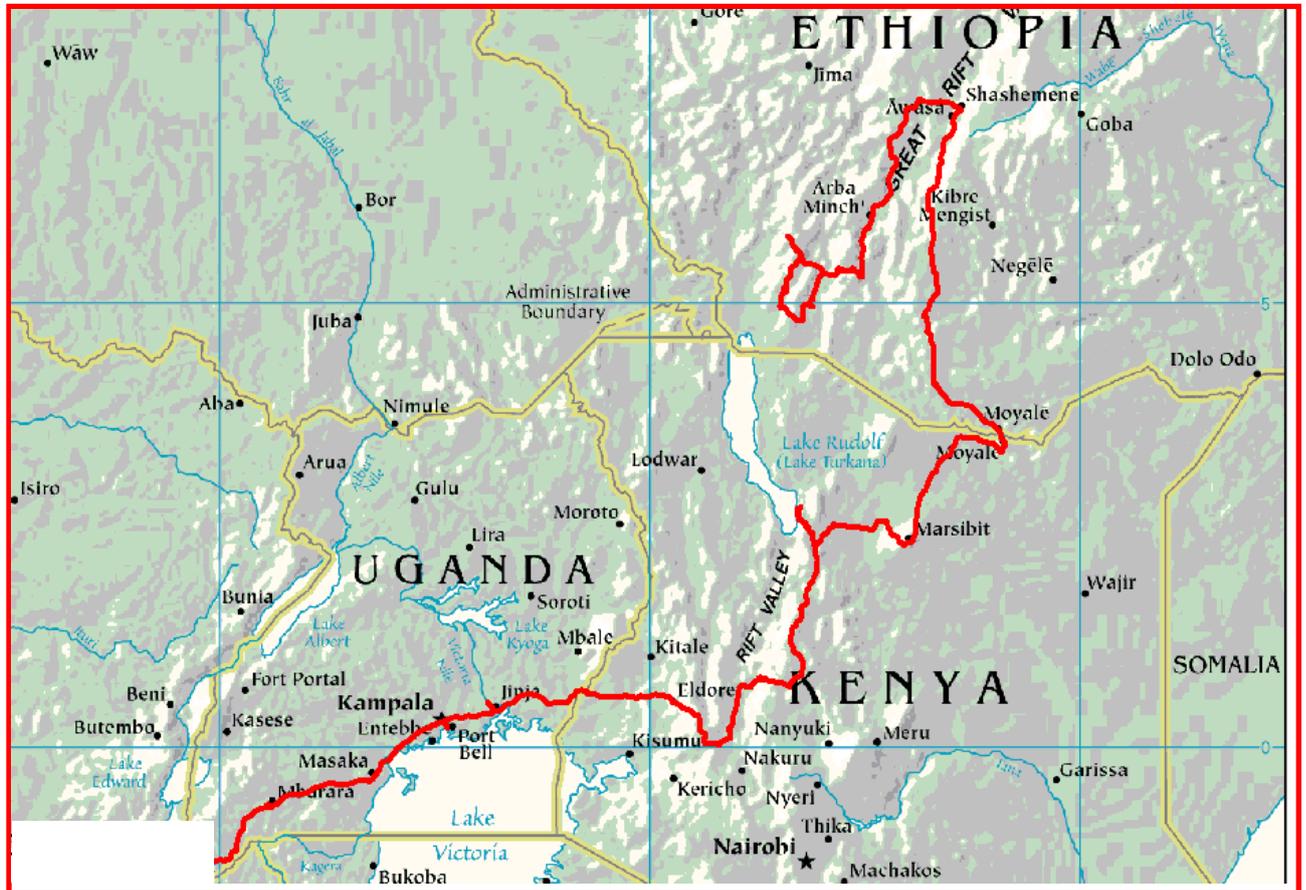


## Zwangspause in Äthiopien



Nach dem einmaligen Erlebnis bei den Berggorillas im Südwesten Ugandas fahren wir nun wieder Richtung Norden. Es regnet jeden Tag. Noch wissen wir nicht, dass dieses Jahr ganz Ostafrika im Regen „versinkt“ und uns das Wetter noch so manchen Strich durch die Planung machen wird.



Wir sind froh, dass wir die rutschigen Bergpisten ohne weitem Zwischenfall hinter uns gelassen haben und auf einer für afrikanische Verhältnisse recht guten Teerstraße entlang des Viktoriasees zügig vorankommen. Auf dieser Strecke überqueren wir ein letztes Mal den Äquator, diesmal von der Südhalbkugel zur nördlichen Hälfte. Am Nil, machen wir noch mal Station bei Rainer und genießen die Ruhe mit dem wunderschönen Blick auf den Fluss. Es sollte vorerst unser letzter erholsamer Abend werden. Die folgenden Nächte übernachteten wir



wieder in Dörfern und da haben wir immer das volle Programm bis die Nacht hereinbricht. Jedes mal findet sich eine große Anzahl Kinder an unserem Auto ein. Wir staunen immer wieder von Neuem, wo die alle aus den wenigen Hütten herkommen. Dieser Junge demonstriert uns voller Stolz seinen selbst gebauten Roller. Das Gefährt ist einfach genial. Es besitzt sogar eine Bremse, bestehend aus einem Stück Gummi, welches über dem hinteren Holzrad befestigt ist und dieses per Fußdruck bremst. Überhaupt nutzen die afrikanischen Dorfkinder recht erfinderisch und

fantasievoll das Wenige, was sie haben, um damit spielen zu können.

Wieder mal vor einer Schule, bestaunen uns diese großen Mandelaugen. Zur Schule gehört auch ein Kindergarten. Dieses deutsche Wort ist in fast allen afrikanischen Ländern in den Sprachgebrauch aufgenommen worden.



Schon durch ganz Kenia rufen uns die Kinder immer wieder voller Begeisterung „Muzungu“ zu, natürlich begleitet von wilden Winkaktionen. „Muzungu“ bedeutet in der Landessprache Suaheli nichts weiter als „Weißer“, klingt aber aus Kindermund richtig niedlich. Am bekanntesten in der westlichen Welt dürfte der Spruch „Hakuna Matata“ (bedeutet „kein Problem“) sein. Public wurde dieser durch das Musical „König der Löwen“, wo er wiederholt gesungen wird.

Besonders oft haben wir auch den Spruch „pole pole“ zu hören bekommen, übersetzt heißt das „langsam, langsam“.

Und genauso bewegen wir uns von unserem letzten ruhigen Fleckchen wieder Richtung Teerstraße. Bis wir diese erreichen, sind noch 8 km auf inzwischen total aufgeweichter Piste zu bewältigen. In der Nacht hatte es wieder so heftig geregnet, wie es selbst Rainer (welcher schon länger in Ostafrika lebt) in der großen Regenzeit noch nicht erlebt hatte. Obwohl wir uns nur im Schrittempo vorwärts bewegen, geht es plötzlich zur Seite abwärts und wir hängen im Graben. Wir fluchen zwar kräftig, aber das bringt uns nicht wieder raus. Nach mehreren Versuchen, uns langsam im Rückwärtsgang zu befreien, geben wir auf. Wir sitzen jetzt noch tiefer im weichen Schlamm. Da helfen nur noch die Sandbleche. Meter für Meter, die 6 Sandbleche immer wieder neu vor die Räder platzierend, haben wir uns nach über

2 Stunden freigekämpft. Wir sehen schlimm aus. Rote Schlamm spritzer bis zur Hüfte, die Schuhe ein einziger Schlammklumpen. Dazu sind wir völlig durchnässt, der Himmel hatte wieder mal seine Schleusen geöffnet. Glücklicherweise waren genügend Hilfskräfte zur Stelle, sonst hätte es wohl noch viel länger gedauert. Für Fotos oder Film haben die Nerven hier jedenfalls nicht mehr gereicht.

Da war es schon einfacher, diesen im Norden von Kenia stecken gebliebenen Lkw zu befreien. Wir sind immer wieder erstaunt über die Unbedarftheit der Schwarzen. Die Lkw-Fahrer haben meist nicht mal die einfachsten Hilfsmittel mit. Da gibt es weder ein Abschleppseil, oft auch keinen Wagenheber oder Radkreuz. Diese jungen Kerle saßen schon stundenlang fest. Sie strahlen, als wir unseren Bergegurt auspacken. Nun müssen wir



bei dieser Aktion nur noch selbst auf der Mitte der Piste bleiben. Ganz langsam und glücklicherweise nur wenig abdriftend, bewegen wir uns vorwärts. An die Folgen, sollten wir es nicht schaffen, wage ich nicht zu denken. Wir sind inzwischen weit im dünn besiedelten Norden Kenias unterwegs. Auf Grund der schlechten Witterungsverhältnisse ist der Verkehr bis auf wenige Ausnahmen fast zum Erliegen gekommen. Auf weitere Hilfe bräuchten wir also nicht zu warten. Erleichtert atme ich auf, als beide Fahrzeuge sicher auf der Piste stehen.



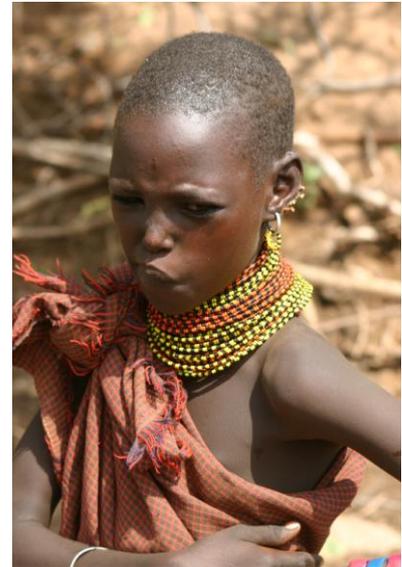
So langsam wird die Landschaft bergig und damit auch die Piste trockner. Überall blühen gelbe, blaue und weiße Blumen. Wir sind plötzlich im Frühling. In dieser Gegend leben die Samburu, ein den Massai verwandter Stamm. Kleidung, Schmuck und Waffen sind fast identisch.

Als wir in einem der kleinen Dörfer übernachten, kommt uns ein alter Mann besuchen. Er heißt Simbati, und erzählt uns aus seinem Leben. In jungen Jahren war er Ranger und arbeitete bei Joy Adams, welche das Buch über die Löwin

Elisa geschrieben hat. Damals war Simbati auch einer der Bewacher des berühmten Elefanten Mohammed mit den über 3 m langen Stoßzähnen, welche heute im Museum in Nairobi ausgestellt sind. Simbati berichtet uns, dass er mit anderen Rangern zusammen diesen Elefanten rund um die Uhr vor Wilderern bewachte. Es war herrlich anzuschauen, wie dieser alte Mann beim Erzählen ins Schwärmen geriet. Er fühlte sich an diesem Abend für uns verantwortlich. Offensichtlich froh darüber, mal wieder eine konkrete Aufgabe zu haben, machte er sich unweit von unserem Auto ein Feuer und übernachtete unter freiem Himmel.

In diesem Dorf erfahren wir von einem jungen Lehrer, dass sich die Bewohner in zwei Lager geteilt haben. Wir haben etliche junge Leute getroffen, welche ganz vernünftig englisch sprechen und sich ausschließlich westlich kleiden, also T-Shirt und Hose oder Rock. Sie haben die Schule besucht, wollen mit den alten Traditionen nichts mehr zu tun haben und leben in dem einen Teil des Dorfes. Im anderen Teil leben diejenigen, die sowohl an den alten Traditionen als auch an der traditionellen Kleidung und Schmuck festhalten.

Die jungen Männer tragen die Kleidung und Waffen der Krieger, die Frauen hübschen Schmuck, aus Perlen gefertigt, und sind nach wie vor mit geknoteten Tüchern bekleidet. Sie sehen viel interessanter und individueller aus als die mit zerschlissenen T-Shirts und Hosen Bekleideten. Für uns ist diese Entwicklung schon etwas befremdlich und wir fragen uns, wieso der Schulbesuch zu so einem Bruch innerhalb einer Dorfgemeinschaft führen kann..

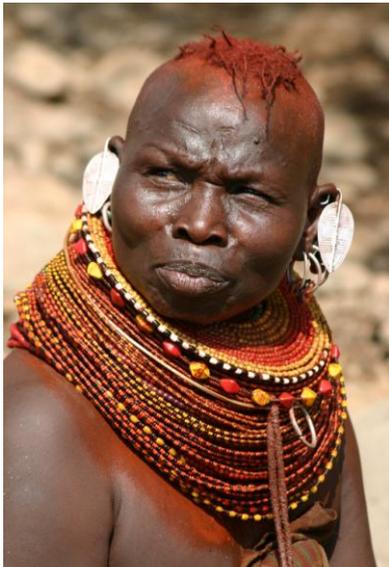


Je weiter wir uns dem Turkana-See nähern, desto spärlicher wird der Bewuchs und bald gibt es nur noch Lavafelder. Die Piste führt uns kilometerweit über Geröllfelder und wir kommen wieder mal nur im Schrittempo vorwärts. Der gesamte See ist von Vulkankegeln umgeben. Sie reichen bis in das Wasser hinein oder bilden einzelne Inseln. Das Thermometer klettert inzwischen über 35 Grad und die aufgeheizten Lavasteine strahlen zusätzlich noch Wärme ab. Es ist eine sehr unwirtliche Gegend, trotzdem leben hier Menschen vom Stamm der Turkana.



Die Hirtenjungen treiben ihre Ziegen über die Steine, wo kaum ein Grashalm wächst. Im ausgetrockneten Flussbett gräbt eine Mutter zusammen mit ihrem Kind ein Loch, in dem sich bei einer Tiefe von einem halben Meter tatsächlich noch Wasser sammelt. Wir fragen uns, was die Menschen dieses Nomadenstammes an so einem lebensfeindlichen Platz hält und warum sie nicht zwei Tagesreisen nach Süden wandern, wo seit Wochen alles grün ist.

Als wir uns dem Ort Loyangalani nähern, sehen wir noch vor der eigentlichen Ortschaft eine ungewöhnliche und große Ansammlung von Schilfhütten. Durch Zufall bekommen wir Tage später in Äthiopien eine Erklärung dafür. Zufällig lesen wir einen Artikel im „Spiegel“, wo eine unsinnige Hilfsaktion am Turkana-See angeprangert wird. Darin wird beschrieben, wie seit Jahren ohne Grund Lebensmittel an die Menschen dieser Gegend kostenlos verteilt werden. Durch eben diese Aktion verzehnfachte sich die Bevölkerung um Loyangalani. Die Nomaden ziehen nun nicht mehr mit ihren Herden über das Land, sondern bleiben in der Nähe der Ortschaft. Die Rinder- und Ziegenherden überweiden die Gegend, ein über Jahrhunderte funktionierender Kreislauf ist zerstört.



In Loyangalani erkundigen wir uns nach dem weiteren Weg. Sogar hier in dem trockenen Gebiet am See, wo es 2 Jahre keinen Niederschlag gab, hat es jeden Tag geregnet. Wir müssen erfahren, dass nördlich vom See keine Piste durch die Sandwüste befahrbar ist. Viele Quadratkilometer stehen unter Wasser. Wir können es einfach nicht glauben. Nach ungefähr 10 unabhängigen Meinungen, die alle das gleiche besagen, müssen wir wohl oder übel akzeptieren, dass wir auf dem geplanten Weg nicht nach Äthiopien kommen. Als erstes müssen wir die 20 km über die Lavafelder zurückfahren, wo wir froh waren, dass ohne Reifenschaden überstanden zu haben. Danach steht uns ein 1.000 Kilometer weiter Umweg bevor. Wir müssen in Kenia weit Richtung Osten fahren, um dann über Marsabit und Moyale nach Äthiopien zu kommen. Der sogenannte Trans East-African Highway ist eine einzige Schlamm Schlacht. Wir verschwinden buchstäblich in metertief aufgewühlten Löchern. Wir begegnen auf dem gesamten Weg gerade mal 4 Lkw. Ständig schauen wir bangend zum wolkenverhangenen Himmel. Hoffentlich gibt es jetzt keinen Gewitterguss! Glücklicherweise bleibt es auf dieser Strecke bei leichtem Regen und wir kommen zwar langsam, aber ohne stecken zu bleiben an der äthiopischen Grenze an.

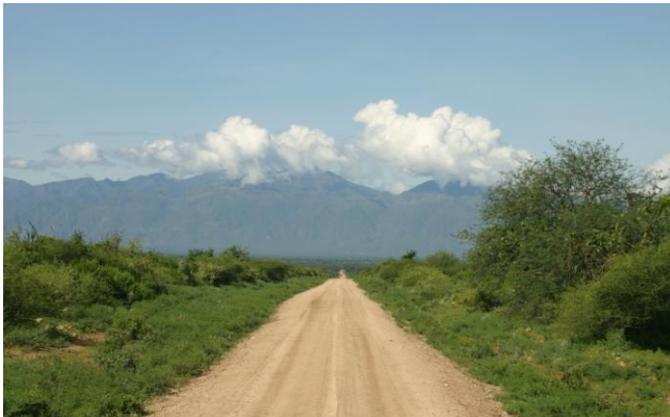
Hier erwarten uns zwei große Umstellungen. Wir haben nach 20.000 km wieder Rechtsverkehr und das zu unserer großen Überraschung auf einer glatten Teerstraße.

Nun kommen wir ganz flott voran und fahren bis Awasa. Dort lebt Jana aus Berlin mit ihrem äthiopischen Mann und zwei Töchtern. Sie betreiben auf ihrem Grundstück eine kleine Campsite. Von ihnen erhoffen wir uns auch zuverlässige Informationen über die Wetter- und Straßenlage in den Bergen Süd-West-Äthiopiens. Wie nicht anders zu erwarten, regnet es auch da. Die Pisten sollen aber vorwiegend aus festem Kies bestehen. Doch bevor wir uns wieder auf den Weg machen, feiern wir gemeinsam mit noch einem jungen Paar aus Deutschland und Janas Familie den 1.Advent. Auf dem Kaffeetisch steht ein hübscher Keramikadventskranz, geschmückt mit Rosmarinzweigen und die erste Kerze brennt.. Jana hat mit ihren Mädchen sogar Plätzchen und einen Kuchen gebacken. Dazu gibt es sehr starken und wohlschmeckenden äthiopischen Kaffee. Es ist eine fröhliche Runde unter dem großen Terrassendach, welche sich die Laune vom plötzlich einsetzenden Platzregen nicht verderben lässt.

Wir starten am nächsten Morgen. Auf dem Markt von Awasa wollen wir noch Obst und Gemüse kaufen. Wie wir so durch die Marktstände schlendern, kneift mich plötzlich ein junger Kerl heftig in den Oberarm. Zur gleichen Zeit hat ein anderer schon die Hände in Henrys Hosentasche und greift nach dem Autoschlüssel. Glücklicherweise reagiert Henry blitzschnell und verpasst dem Dieb einen kräftigen Schlag, der ihn in den nächsten Marktstand befördert. Beide haben wir das Geschehen beim anderen gar nicht gleich mitbekommen. Wie wir aus anderen Reiseberichten wissen, ist es ein beliebter Trick und ich

sollte eigentlich als Ablenkungsmanöver herhalten. Es war das erste Mal seit Marokko, dass uns einer beklauden wollte.

Wir sehen zu, dass für schleunigst aus der Stadt kommen und fahren in die Berge.



Wie meistens finden wir unseren Übernachtungsplatz vor einer Dorfschule. Ungewöhnlich hier ist allerdings, dass die ganze Nacht ein Wächter mit Gewehr auf uns aufpasst. Für die Einheimischen gehört das Tragen einer Waffe zum Alltag und hebt das Ansehen des Besitzers. Besonders beliebt sind Kalaschnikows. Selbst in Nigeria haben wir nicht so viele Waffenträger gesehen.

Hier im Omo Valley leben verschiedene Ethnien, von denen einige auch heute noch rituelle Kriegszüge durchführen. Nicht zuletzt dank dieser Kämpfe hat sich das Völkermosaik des Omo erhalten. Die regelmäßige Dezimierung verhinderte die Erstarkung einer einzelnen Volksgruppe wie z.B. der Banna, Hammer, Karo, Arbore oder Mursi. So konnte keine sich über die anderen erheben. Wie sehr dieses wahrscheinlich uralte System von Töten und Leben zeremoniell verwurzelt war, zeigt sich darin, dass niemals dasselbe Volk Opfer von zwei jährlich folgenden Kriegszügen war. So waren gezielte Ausrottungsfeldzüge nicht möglich. Heute werden die Kriegszüge meist durch festliche Scheinkämpfe mit Stöcken ersetzt, bei denen die Männer ebenfalls ihre Fähigkeiten unter Beweis stellen können. Bei diesen Gefechten und Zweikämpfen geht es aber immer noch recht blutig zu. Ebenso bei einem anderen Ritus der Banna, bei dem junge Männer den Übergang von der Kindheit in die Welt der Erwachsenen beweisen müssen.



Bevor die angehenden Männer mit dem Lauf über die Rücken einer Reihe nebeneinander gestellter Rinder beginnen, werden von den Dorfbewohnern noch verschieden andere rituelle Handlungen durchgeführt. Wir waren dabei und konnten beobachten, wie sich die Frauen des Dorfes Männer auswählten, welche dann lange Ruten kräftig über die Frauenrücken zogen. Auf manchem Rücken war schon ein regelrechtes Narbenmuster. Je mehr wulstige Narben, desto schöner der Körper. Die Bedeutung der Verschönerung des Körpers wird aber auch durch Bemalung mit verschiedenen Tonerden oder das Gestalten der Haare mittels Butter und rotem Ton deutlich.



Ein Grund dafür, dass es diese verschiedenen kleinen Völkerschaften mit ihren Traditionen noch heute gibt, ist die Unzugänglichkeit des Gebietes. Es gibt nur eine Zufahrt über eine Behelfsbrücke. In die steilen Pisten durch die Berge hat der Regen tiefe Rinnen gezogen. An manchen Stellen ist der Weg gar ganz weggespült und es geht nun durch das Flussbett, vorausgesetzt dieser führt kein Wasser. Die Bergregion wird von vielen kleinen Flüssen durchzogen, welche wir aller paar Kilometer queren. Oft sind die Uferböschungen sehr steil oder gar noch nass und schwer zu befahren.



An einem der größeren wasserführenden Flüsse war es an dieser Stelle wohl doch etwas zu tief. Beim Versuch der Bergung schluckte der weiche Flusssand gleich noch das zweite Fahrzeug. Hier war nun jede Hilfe zu spät.

Bevor wir uns ins Flussbett wagen, lassen wir uns von einem Einheimischen den genauen Weg zeigen. Wir ziehen die Gummistiefel an, waten gemeinsam durch den Fluss und lassen uns die Stellen zeigen, an denen der Untergrund fest ist. Nur 1-2 Schritte daneben versinkt man im weichen Sand. Dann fährt Henry los und ich schaue gespannt durch die Kamera. Wir sind froh, dass unsere Überquerung einen Meter neben den Versunkenen erfolgreich verläuft. Nun muss unser Freddy noch über einen Kamm klettern und dann wird auch für ihn der Weg besser.

Wir sind nun nur noch wenige



Kilometer von der Brücke entfernt, über die wir vor knapp 2 Wochen in die Omo-Region gekommen sind.

In der letzten Kurve liegt ein Stück Stahlträger quer über der Piste. Hoffentlich blockiert das liegengebliebene Fahrzeug nicht die gesamte Wegbreite – so unsere Gedanken. Was sich uns allerdings dann für ein Anblick bietet, ist in den ersten Sekunden nicht begreifbar. Es gibt keine Brücke mehr! Fassungslos steigen wir aus und gehen näher ran.



Die Brücke ist am Vortag zusammen mit einem darüber fahrenden Tieflader in den Fluss gestürzt. Mit ein paar Einheimischen stehen wir am Rand und blicken in die Tiefe. Wie kommen wir jetzt nach Addis Abeba, von wo uns in einer reichlichen Woche der Flieger ins weihnachtliche Deutschland bringen soll? Wir überlegen, was zu tun ist. Als erstes müssen wir uns Diesel besorgen, bevor sich das Unglück herumspricht. Zwar gibt es weit und breit keine Tankstelle, aber wir haben im letzten kleinen Ort ein paar Straßenbaufahrzeuge gesehen, für die es sicher eine Dieselreserve gibt. Auf unsere Nachfrage tut sich keine Chance auf. Doch folgt uns einer der Fahrer und will wissen, wie viel Diesel wir denn brauchen. Nach langer Diskussion einigen wir uns auf 1 USD pro Liter (das Doppelte vom normalen Preis). Wir bekommen 120 Liter. Außerhalb der Ortschaft füllt er mit einem Schlauch vom Fass auf der Ladefläche seines Fahrzeuges den Diesel in unseren 20 l Kanister und dann in den Tank vom Freddy.

Diese leicht und heimlich verdienten 120 USD sind für den Mann mehr als 3 Monatslöhne. Uns soll es recht sein, wird der Preis für Diesel binnen kurzer Zeit mangels Nachschub sicher noch weiter steigen.

Wir haben jetzt insgesamt 500 l Diesel und können nun über den weiteren Weg nachdenken. Die einzige noch mögliche Variante, mit dem Auto aus dem Omo Valley herauszukommen, ist die von uns ursprünglich geplante Route wieder nach Kenia an den Turkanasee und dann den schon gefahrenen Umweg wieder nach Äthiopien. Der Diesel würde dafür gerade so reichen. Was ist aber mit dem Wetter und den Überschwemmungen in diesem Gebiet?

Glücklicherweise haben wir uns am Turkanasee von einem netten und auch ganz pfiffigen Angestellten des Dessertmuseums seine Satellitentelefonnummer geben lassen. In der Hoffnung auf eine positive Antwort rufen wir ihn über Satellit an. Die Beschreibungen sind aber alles andere als zufriedenstellend. Es regnet immer noch und bisher konnte auch noch nichts abtrocknen. Also fiel diese Variante buchstäblich ins Wasser.

Der letzte Ausweg für uns ist die kleine Ortschaft Jinka mitten in den Bergen. Von da geht vier mal die Woche ein kleines Buschflugzeug der Ethiopian Airline für 15 Personen nach Addis Abeba. Wir fahren also so zügig wie es eben geht die 90 km durch die Berge wieder nach Jinka. Unterwegs haben wir genug Zeit, darüber nachzudenken, welche Varianten es im Ort zum Unterstellen unseres Autos geben könnte. Neben der örtlichen Polizei und einem kleinen Hotel mit bewachtem Parkplatz gibt es noch ein kleines Museum über die Völker der Region, welches unter deutscher Leitung steht. Das wird unsere erste Anlaufstelle.

Im Museum begrüßt uns Yinni, die Frau des deutschen Professors Ivo Strecker. Für sie ist die Kunde von der eingestürzten Brücke völlig überraschend. es hatte sich also noch nicht herumgesprochen. Bevor wir mit ihr unsere Lage und unser Anliegen ausführlicher besprechen können, fährt sie noch schnell an die kleine Tankstelle im Ort. Als sie mit ihren 6 gefüllten Kanistern zurück kommt, hat sie eine gute Empfehlung für uns. Weil das Museumsgelände nicht eingezäunt ist, wäre unser Freddy auf dem bewachten Areal des Hospitals wesentlich sicherer abgestellt. Die dort arbeitenden Ärzte einer norwegischen Mission können uns helfen. Ihre Wohnungen sind auf einem bewachten Grundstück mit genügend Stellfläche für so ein großes Fahrzeug. Als wir durch das große Tor auf die Wiese rollen, ist es 22.00 Uhr und schon 3 Stunden dunkel. Todmüde fallen wir in unser Bett. Gleich morgen früh werden wir uns um unsere Flugtickets kümmern.

Es ist Dienstag und wir stehen 7.30 Uhr vor dem Office der Ethiopian Airline, einem einfach gezimmerten Wellblechhäuschen. Der nächste Flugtag ist der Mittwoch, dann geht noch eins am Samstag und Sonntag. Unser Flugzeug nach Frankfurt startet am Montag in Addis Abeba. Es gibt nur noch für den Sonntag freie Plätze, wir kaufen 2 Tickets zu je 150 EUR. Nun darf nichts mehr dazwischen kommen.

Bis Sonntag haben wir noch genügend Zeit, unser Auto für die reichlich 2 Monate Parkzeit zu präparieren. Während wir die Stauräume ausräumen und alles reinigen, müssen wir mit Schrecken feststellen, dass unser 30 l Warmwasserboiler wieder ein undichte Stelle hat. Es sieht so aus, als ob wieder eine Schweißnaht des Druckboilers gerissen sei. Das gleiche Problem hatten wir ja schon in Marokko. Damals wurde der Boiler ausgetauscht, das heißt ein neuer nach Ghana geschickt und dort haben wir ihn dann gewechselt. Auf keiner Tour hatten wir so viele „Pleiten, Pech und Pannen“ wie auf dieser.

Heute ist Donnerstag, der 14.12.. Zur Zeit steht ein kräftiges Gewitter über uns, es regnet wie aus Kannen, alles dampft und man kann gerade mal 10 m weit sehen. Am Sonntag, dem 3.Advent muss das Wetter besser sein. Hier in den Bergen müssen die Piloten auf Sicht fliegen und bei so einem Gewitter kann hier kleiner landen.

Mit der festen Überzeugung, Weihnachten in Dresden zu sein, schließe ich jetzt diesen Reisebericht.

Wir wünschen allen eine fröhliche Weihnacht.

Unsere nächste und letzte Etappe durch Afrika beginnt dann im Februar- falls die Brücke bis dahin wieder befahr ist. Über den Sudan, Ägypten, Jordanien, Syrien und die Türkei werden wir zurück nach Europa fahren.

Ute und Henry Schwarz